

*Ingrid Strobl: Ein Raum für mich. Wo Frauen zu sich selbst finden,  
München 2004*

## **Vom Frauenzimmer zur Frau mit Zimmer: Einleitung**

*Eine Frau braucht ein Zimmer für sich allein (...)  
Virginia Woolf*

Meine Buchhändlerin ist ein hilfsbereiter Mensch. Ich bat sie, im Verzeichnis lieferbarer Bücher nachzusehen, was es zum Thema „Frauen brauchen ein Zimmer für sich allein“, an Literatur gibt, und sie setzte sich sofort an den Computer, obwohl der Laden ziemlich voll war. Während wir auf das Ergebnis warteten, fragte sie mich: „Wozu brauchen Sie das denn? Machen Sie eine Sendung darüber?“ Ich erzählte ihr, dass ich vorhatte, ein Buch darüber zu schreiben. „Oh“, sagte sie, „das ist ja eine gute Idee. Ich bin sicher, dass viele Frauen das lesen werden.“

Sie war nicht die einzige, die so reagierte. Fast alle Frauen, mit denen ich sprach, ermutigten mich und erklärten, sie freuten sich jetzt schon auf das Buch. Und ich weiß, dass meine Mutter sich am allermeisten darauf gefreut hätte. Sie hatte sich immer nach einem eigenen Zimmer gesehnt, aber unsere Wohnungen waren zu klein dafür gewesen. Als meine jüngere Schwester schließlich von Zuhause auszog, sah meine Mutter ihre Chance und nutzte sie: Sie belegte das ehemalige Kinderzimmer mit ihren Sachen, und fortan war es ihres. Meine Eltern liebten einander auch nach zig Ehejahren innig, und sie hatten sich immer gegenseitig großen Respekt erwiesen. Deshalb konnte mein Vater diese Veränderung ihres gemeinsamen Alltags akzeptieren und nach einiger Zeit sogar verstehen. Als ich ihm von diesem Buch erzählte, sagte er lachend: „Deine Mutter und ich, wir waren da schon sehr fortschrittlich, nicht?“ Recht hat er. Denn so sehr sich viele Frauen einen eigenen Raum wünschen, ist es doch noch immer keine Selbstverständlichkeit, dass sie auch einen haben.

Als ich anfang, für dieses Buch zu recherchieren, fragte ich mich zuallererst, warum das Wort „Frauenzimmer“ kein Zimmer, sondern eine Person bezeichnet. Und zwar eine eher liederliche Person. Und ich stellte fest: Das war nicht immer so. Dem etymologischen Wörterbuch zufolge stand *vrouwenzimmer* im Spätmittelhochdeutschen für die „Wohngemächer (Zimmer) der Fürstin (Frau)“. Später kam es, so das

Wörterbuch weiter, zu einer „Bedeutungsverschiebung vom Aufenthaltsort zu den Bewohnern (‘Gefolge der Fürstin’), dann (zur) Verwendung für Einzelpersonen, statt für ein Kollektiv (‘vornehme Dame’).“ Bis der Begriff schließlich „durch die Konkurrenz von *Dame* in der Bedeutung“ absank.<sup>1</sup> Ein Frauenzimmer war fortan alles mögliche, nur keine Dame.

Damen allerdings hatten gelegentlich ein eigenes Zimmer, das sich in späteren Jahrhunderten *Boudoir* nannte. Doch auch dieser Begriff erhielt letztendlich einen unseriösen Beigeschmack, denn im Gegensatz zur „frivolen“ Aristokratin empfand die anständige Bürgersfrau (angeblich) nicht das Bedürfnis, sich von ihrem angebeteten Gatten und ihren geliebten Kindern abzusondern. Der Graf muss in „Figaros Hochzeit“ das Zimmer der Gräfin aufsuchen, wenn er etwas von ihr will. Figaro dagegen misst voller Vorfreude das Ehebett aus, in dem er künftig mit Susanna schlafen wird. Ob Susanna seine Begeisterung teilte, erfahren wir von Mozart und seinem Librettisten Da Ponte leider nicht. Wir wissen nur, dass spätestens seit dem Sieg der bürgerlichen Moral über die aristokratische *Dekadenz* „anständige“ Frauen weder Anspruch auf ein eigenes Zimmer hatten, noch einen solchen erhoben. Von Ausnahmen abgesehen verfügten bis vor nicht allzu langer Zeit nur Witwen, (vermögende) „alte Jungfern“ und Kurtisanen über ihren Raum und ihre Zeit, Frauen also, die sich, sei es freiwillig oder unfreiwillig, außerhalb der Norm bewegten. „Normale“ Frauen, „richtige“ Frauen hatten kein Zimmer, sondern einen Ehemann.

Ein Zimmer für mich allein, davon träumte ich schon, als ich noch ein kleines Mädchen war. Zeitweise hatte ich sogar eines, doch als meine Schwester zur Welt kam, musste ich es mit ihr - und sie es mit mir teilen. Mit 18 zog ich aus dem Elternhaus in eine Wohngemeinschaft, und seither hatte ich immer ein eigenes Zimmer. Eine Zeitlang lebte ich auch ganz alleine, oder besser gesagt: mit meiner Katze. Und niemand wunderte sich darüber, dass ich immer auf (wenigstens) einem Raum für mich bestand. Ich gehöre einer Generation von Frauen an, die sich in ihrer Jugend auf die Suche nach neuen Lebensformen machte, die tradierten Geschlechterrollen verwarf und mit den verschiedensten Möglichkeiten des Zusammenlebens experimentierte. Viele von uns behielten die Selbständigkeit und Selbstbestimmung bei, die wir uns in den späten Sechziger und in den Siebzigerjahren erkämpft hatten. Und die Frauengenerationen, die nach uns kamen, betrachteten die „alternativen“ Wohnmodelle, die wir entwickelt hatten, bereits als

---

<sup>1</sup> Kluge Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, Berlin/ New York 1999

selbstverständlich. Als ich mir überlegte, ein Buch zu diesem Thema zu schreiben, sah ich mich im Kreise meiner Freundinnen, Bekannten, Kolleginnen um und stellte fest: Die meisten von ihnen haben ein eigenes Zimmer. Nun gut, dachte ich, die sind natürlich nicht repräsentativ, denn ich kenne überdurchschnittlich viele Freiberuflerinnen, Selbständige und Frauen, die in kreativen Berufen arbeiten.

Ich begann also, mit allen möglichen Frauen, denen ich im Alltag begegnete, über das Thema „Eine Frau braucht (einen) Raum für sich“ zu reden. Und ich stieß bei den meisten auf Zustimmung. Eine Nachbarin mutmaßte: „Gut, dass du darüber schreibst. Es gibt vermutlich viele Frauen, die noch nicht einmal ein Eckchen für sich haben.“ Eine Verkäuferin, mit der ich ins Gespräch kam, sagte: „Ach wie schön! Das Buch lese ich ganz bestimmt.“ Frau D., meine Fußpflegerin, erklärte spontan: „Sie haben ja so Recht!“ Und fügte lächelnd hinzu. „Ich habe ein Badezimmer für mich allein. Wenn ich meine Ruhe brauche, ziehe ich mich ins Bad zurück. Stundenlang.“ Ich erzählte ihr, dass einer Umfrage zufolge 46 Prozent der Amerikanerinnen das Badezimmer als ihren bevorzugten Rückzugsort bezeichnen. Sie nickte zustimmend und meinte dann: „Vermutlich ist es auch ihr einziger.“ Frau J., Meine Friseurin, war nicht nur selbst gerne bereit, mir ein Interview zu geben, sie überlegte auch sofort, mit welcher ihrer Kundinnen ich sprechen könnte. Nachdem sie eine Weile darüber nachgedacht hatte, sagte sie: „Wissen Sie, die Frauen, die sich ein eigenes Zimmer genommen haben, das sind manchmal gerade die, bei denen man es gar nicht vermuten würde.“ Diese Erfahrung machte auch die Fotografin Elisabeth Neuhöfer, die für ein Kunstprojekt zahlreiche „Frauen-Zimmer“ fotografierte. Sie erzählte mir, dass viele der „ganz normalen“ Frauen, deren Wohnungen sie aufgenommen hatte, dasselbe wie meine Mutter gemacht hatten: Nachdem die Kinder aus dem Haus waren, „requirierten“ sie deren Zimmer für sich. Und eine frisch verheiratete Technikerin, mit der ich eine Rundfunksendung zu dem Thema produzierte, sagte nachdenklich: „Vielleicht sollte ich die Wohnung doch noch einmal umstellen, damit ich mehr Platz für mich habe. Lust dazu hätte ich schon.“

Prachtvolle Bildbände, in denen die Interieurs erfolgreicher und wohlhabender Frauen präsentiert werden, bestätigen scheinbar die These, dass nur wenige Frauen sich die Extravaganz eines eigenen Zimmers leisten können. Doch das Bedürfnis nach einem Rückzugsort hängt nicht vom Einkommen ab. Es gibt Frauen, die von wenig Geld und in einer kleinen Wohnung leben müssen, und die dennoch einen abgetrennten Raum für sich haben, und sei er noch so winzig. Während andere, in privilegierten Verhältnissen, über keinen Raum verfügen, der

nur ihnen alleine gehört. Die Frauen, die ich ausführlich interviewte und auch diejenigen, mit denen ich kurzfristig über das Thema redete, gehören keineswegs zu den „oberen Zehntausend“, und nur wenige von ihnen sind Schriftstellerinnen oder Künstlerinnen. Dennoch haben sie ein Zimmer für sich allein oder wünschen sich, sie hätten eines. Was die einen als Luxusbedürfnis abtun, ist anderen die Luft, die sie zum Atmen brauchen. Das Bedürfnis, einen Raum für sich zu haben, ist unter Frauen weiter verbreitet, als sie selbst oft annehmen. Doch auch wenn viele Frauen sich nach einem Rückzugsort sehnen, entsprechen diejenigen, die sich inzwischen das Recht darauf nehmen, noch nicht der Norm. Die klassische Aufteilung einer Wohnung sieht noch immer Schlafzimmer, Wohnzimmer, Kinderzimmer vor. Die alternative Variante: ein Zimmer für sie, ein Zimmer für ihn und eines für das Kind, stellt die Ausnahme und nicht die Regel dar. Selbst Familien, die ein ganzes Haus bewohnen, gestehen gemeinhin den Kindern eigene Zimmer zu, der Mann richtet sich, je nach Einkommen, ein Arbeitszimmer ein oder funktionierte den Keller zum Hobby- oder Bastelraum um, nur die Frau bekommt keinen Platz für sich. Eine Bekannte, deren Mann sehr wohlhabend ist, und die mit ihm und den drei Kindern in einem großen, geräumigen Haus lebt, erzählte mir folgende Geschichte: „Ich habe ihm gesagt, ‚ich richte mir auf dem Dachboden ein Zimmer ein. Er sah mich an, als ob ich verrückt geworden wäre. Ich sagte, ‚ich brauche ein Zimmer für mich.‘ Er hat ja sein Arbeitszimmer, und das Wohnzimmer hat er im Grunde auch in Beschlag genommen. Wenn er fernsieht, kann ich da nicht in Ruhe lesen. Er konnte es einfach nicht fassen. Und dann sagte er allen Ernstes: ‚Wozu brauchst du ein eigenes Zimmer? Du hast doch das ganze Haus für dich!‘“

Als ich das Manuskript für dieses Buch beinahe fertig hatte, sprach ich zufällig mit der Kölner Gynäkologin Doktor Christine Wehgartner darüber. Sie nickte und sagte kurz und knapp: „PMS“. Ich wusste spontan, was sie meinte, fragte aber sicherheitshalber nach. Das prämenstruelle Syndrom, erklärte sie mir, entstehe bei vielen Frauen auch deshalb, weil sie keine Rückzugsmöglichkeiten haben. Sie sind ständig den Anforderungen ihrer Umgebung ausgesetzt, und darauf reagieren sie in den Tagen vor dem Einsetzen der Menstruation mit wahlweise Gereiztheit, Panikattacken, Weinanfällen, Wutausbrüchen oder auch allem zusammen. Der ständige Druck, den sie – egal, ob bewusst oder unbewusst - empfinden, wird dann unerträglich und verschafft sich auf diese Weise Luft. Sie habe häufig erlebt, sagt Doktor Wehgartner, dass die Symptome verschwanden oder sich deutlich besserten, wenn die betroffenen Frauen sich Zeit und vor allem Raum für sich nahmen.

Virginia Woolf erklärte 1929 in ihrem berühmten Essay „Ein eigenes Zimmer“: „Eine Frau braucht ein Zimmer für sich allein, wenn sie Fiction schreiben will“. In diesem begrenzten Sinne ist ihre Forderung inzwischen weitgehend erfüllt. Frauen, die professionell schreiben, verfügen meistens über ein Arbeitszimmer. Auch Lehrerinnen haben häufig einen Raum für sich, in dem sie den Unterricht vorbereiten. Freiberuflerinnen und Selbständige wie Journalistinnen, Rechtsanwältinnen, Ärztinnen, Psychologinnen, Grafikerinnen, Designerinnen, Fotografinnen, Steuerberaterinnen etc. arbeiten in einem eigenen Büro oder in ihrer Praxis, Künstlerinnen in ihrem Atelier. Es gibt allerdings auch noch genügend Frauen, die ihre Arbeit an einem kleinen Schreibtisch im Schlafzimmer erledigen. Doch der Trend, berichtet die Kölner Unternehmensberaterin Anita Wagner, geht zum außerhäuslichen Arbeitsplatz oder einem eigenen Arbeitszimmer in der Wohnung, sofern, beziehungsweise sobald die Betreffende es sich finanziell leisten kann. Anita Wagner coacht mehrere Frauen, die sich beruflich selbständig machen. Und das, sagt sie, geht im Grunde gar nicht am Küchentisch oder im Schlafzimmer. Ihre Kundinnen, berichtet sie, entdecken schnell, „dass sie einen eigenen Raum brauchen, wenn sie ungestört nachdenken wollen oder ein Konzept entwickeln müssen.“ Sobald sie das begriffen haben, erzählt Anita Wagner, „werden Frauen ungemein kreativ, da werden dann eben Räume geschaffen, unter Umständen auch außerhalb des Hauses.“ Gerade in einer Phase, „in der ja auch so viel Neues auf einen einströmt“, sagt Anita Wagner, „ist es ganz wichtig, nicht auch noch Stress damit zu haben, dass man das eigene Territorium abgrenzen muss. Da muss man einfach die Tür zumachen zu können.“

Dass eine berufstätige Frau ein Arbeitszimmer benötigt, akzeptieren der Partner und die Kinder heutzutage in den meisten Fällen. Aber wozu braucht eine Frau in der gemeinsamen Wohnung ein eigenes Zimmer? Dieser Anspruch stößt vor allem dann auf Unverständnis, sagt die Psychologin Almut Kloska, wenn die Frau bisher zugunsten der Familie auf eigene Lebensbereiche verzichtet hat. Ihr Mann und ihre Kinder haben sich daran gewöhnt, dass sie jederzeit für sie da ist, dass sie stets verfügbar und ansprechbar ist. Wenn sie nun plötzlich sagt: „Ich brauche Zeit und einen Ort für mich“, erlebt vor allem der Partner das häufig als Zurückweisung oder sogar als Bedrohung. Er fragt sich dann: „Will sie in Wirklichkeit die Beziehung beenden? Will sie mich verlassen?“ Viele Frauen gestehen sich den Wunsch nach einem eigenen Raum auch selbst nicht zu. Sie nehmen ihre Bedürfnisse nicht ernst oder sie schieben sie auf, bis „es einmal leichter geht“. Sie kommen gar nicht auf die Idee, man könnte eine Wohnung anders als gewohnt aufteilen. Oder sie fürchten, ihre Familie würde sich auf einen derartigen Vorschlag

ohnehin niemals einlassen. Doch auch diese Frauen brauchen ab und zu einen Ort, an dem sie nur für sich sein können. Auch sie suchen sich Rückzugsmöglichkeiten - und finden sie im Rahmen dessen, was ihnen an Zeit und Raum zur Verfügung steht. Die einen schließen sich stundelang im Badezimmer ein. Andere haben ein Nähzimmer, in dem zwar neben der Nähmaschine und dem Bügelbrett oft nicht mehr viel Platz bleibt, in das sich aber weder Mann noch Kinder „verirren“. Und viele Hausfrauen und Mütter stehen morgens eigens früher als der Rest der Familie auf, um wenigstens in Ruhe Kaffee zu trinken, bevor wieder alle etwas von ihnen wollen. Die Psychologin Almut Kloska machte mich darauf aufmerksam, dass Frauen häufig die Küche als ihr ganz persönliches Territorium ansehen, in dem niemand anderer etwas zu suchen hat, und aus dem sie Mann und Kinder energisch verscheuchen, sobald sie sich blicken lassen: „Wenn die da herumräumen oder mithelfen wollen, werden manche Frauen sehr gereizt“, sagt Almut Kloska. Der Grund dafür liegt ihres Erachtens nicht etwa darin, dass diese Frauen sich nicht helfen lassen wollen, sondern darin, dass die Küche der einzige Raum ist, den diese Frauen für sich haben: „Da nimmt“, vermutet die Psychologin, „ein eigentlich für die Allgemeinheit genutzter Raum plötzlich eine Quasi-Privatheit an, als Ersatz für den wirklich privaten Raum, den diese Frauen nicht haben. Was ihre Männer dann oft zu der resignierten Feststellung bringt: 'Die lässt sich ja nicht helfen.'“

Frauen hatten selten einen Raum für sich, sie haben aber immer wieder nach Rückzugsorten gesucht und sie auch gefunden. Häufig war die Natur ihre einzige Zuflucht. Sie gingen in den Wald, machten lange einsame Spaziergänge und arbeiteten im Garten oder Gewächshaus. Eine Bergbäuerin erzählte mir, dass sie sich manchmal in den Stall zu den Tieren setzt, um ein wenig Ruhe zu finden. Auch die Kirche war und ist ein Ort, an dem Frauen ungestört für sich sein können. Wo immer ich Kirchen besichtigte, sah ich einzelne Frauen, die in den Bänken saßen und still vor sich hinschauten. Es mag durchaus sein, dass sie beteten, ich nehme jedoch an, dass sie auch alleine sein und zu sich kommen wollten. Dass Frauen in die Kirche gehen, war immer gesellschaftlich akzeptiert und ist es vielerorts auch heute noch. Auf dem Lande war der Weg in die Kirche oft weit, und das verschaffte den Frauen zusätzlich Zeit für sich. Auch der Friedhof dient sicher häufig diesem Zweck. Frauen kümmern sich ohnehin um die Gräber, wenn Mutter also „zu Opa“ geht, wird niemand ihr das vorwerfen. Und es wird sie auch niemand begleiten.

In anderen Kulturen legen die Menschen nicht so viel Wert auf Rückzug und Individualität, wie in der europäischen. Eine japanische Freundin

reagierte eher distanziert, als ich ihr von diesem Buch erzählte. Sie kannte es anders: Ihre Eltern hatten alles miteinander geteilt und viel Zeit mit der Familie und ihren Freunden und in der Erfüllung ihrer gesellschaftlichen Aufgaben verbracht. Das Bedürfnis nach Alleinsein, nach Rückzug sei auch ihr selbst völlig fremd, sagte sie mir. Als ihr (deutscher) Lebensgefährte darauf bestand, dass er in der gemeinsamen Wohnung ein eigenes Zimmer wollte, reagierte sie sehr verletzt darauf, sie fühlte sich abgelehnt und zurückgewiesen. Ich versuchte, ihr dieses Bedürfnis „Ich muss auch mal die Tür hinter mir zu machen können“ zu erklären, und sie bemühte sich, mir die Gefühle einer Chinesin nahe zu bringen, die sich als Teil ihrer Familie und ihrer gesellschaftlichen Bezugsgruppe fühlt, die ihr Glück darin findet, harmonisch in dieses Netz eingewoben zu leben und an der Erhaltung und Verstärkung des Netzes selbst mitzuwirken. Es war ein langes und intensives Gespräch, und ich war am Ende davon überzeugt, dass es tatsächlich Menschen gibt, die keinerlei Sehnsucht danach haben, sich ab und zu von anderen abzusondern und ganz für sich zu sein. Doch dann sagte meine Freundin plötzlich nachdenklich: „Andererseits, weißt du, vielleicht gibt es bei uns gerade deshalb eine so starke Hinwendung zur Meditation, weil wir doch immer mit anderen und auf andere bezogen leben. Ja, vielleicht spielt in den östlichen Religionen deshalb die Meditation eine so wichtige Rolle.“

Verheiratete Frauen mussten zu allen Zeiten erfinderisch sein, um sich Zeit und Raum zu verschaffen. Frauen aller Religionen zogen sich in Klöster und Einsiedeleien zurück oder unternahmen Pilgerfahrten, um heilige Stätten aufzusuchen, Gelübde einzulösen – und dem Mann, den Kindern und den Haushaltspflichten für eine Weile zu entkommen. Adelige und Damen des gehobenen Bürgertums flohen mit Migräne ins Bett. Im 19. Jahrhundert fuhren wohlhabende Frauen in Kur, um einmal im Jahr frei und ungestört zu sein. Betrachtet man die häufigen Schwächezustände und das wiederholte Kränkeln bürgerlicher Frauen des 19. Jahrhunderts unter diesem Aspekt, sprechen sie nicht mehr nur von Frustration und Unerfülltheit. Sie können auch darauf hindeuten, dass diese Frauen keine andere Möglichkeit sahen, sich legitimerweise zurückzuziehen. In der Abgeschiedenheit des Krankenzimmers konnten sie den Bedürfnissen frönen, die ihnen als pflichtbewussten Gattinnen und Müttern verwehrt waren: Lesen, vor sich hin träumen, Gedichte schreiben, nachdenken, *nichts* tun.

Es gab auch immer Frauen, die aus unterschiedlichen Gründen alleine lebten: Weil sie nicht heiraten wollten oder keinen (passenden) Mann fanden, weil sie verwitwet waren oder einen „unsittlichen Lebenswandel“ führten. Ihr Dasein war in den meisten Fällen nicht gerade einfach.

Kurtisanen hingen von einem „Gönner“ ab, und nur die erfolgreichsten von ihnen waren auf Dauer vor dem Armenhaus gefeit. „Alte Jungfern“ und Witwen lebten häufig sehr bescheiden, denn das, was Frauen verdienten, reichte kaum zum Überleben und nur wenige verfügten über eigenes Vermögen. Nicht verheiratete Frauen unterstanden rechtlich der Vormundschaft eines männlichen Verwandten und im Alltag dem wachsamen Auge ihrer Umgebung. Sie konnten ihre sexuellen Bedürfnisse nicht oder nur heimlich erfüllen und durften auf keinen Fall schwanger werden. Dennoch erwecken die Briefe und Tagebücher, die alleinlebende Frauen hinterließen, nicht selten den Eindruck, die Verfasserin sei mit ihrer „unbemannten“ Existenz recht zufrieden gewesen.

Heute müssen Frauen nicht mehr heiraten, um als „richtige Frauen“ zu gelten und ihre Sexualität offen leben zu können. Erwachsene Frauen haben, zumindest auf dem Papier, dieselben Rechte wie Männer, egal, ob sie verheiratet, ledig oder verwitwet sind. Mehr Frauen als je zuvor verfügen über Schulbildung, eine berufliche Qualifikation und/oder ein Studium. Frauen, die alleine leben, können sich gemeinhin selbst ernähren. (Wobei die Arbeitslosigkeit von Frauen noch immer eklatant höher ist als die von Männern, und die Mehrheit der Sozialhilfeempfänger allein erziehende Mütter sind.) Die gesellschaftlichen Vorstellungen davon, wie Menschen ihr Privatleben gestalten sollten, haben sich gewandelt. Menschen leben heutzutage alleine, in Wohngemeinschaften, als Frau und Mann, als Frau und Frau und als Mann und Mann zusammen. Europäische Frauen können – bei allen noch immer existierenden Einschränkungen und Hindernissen - in einem Ausmaß selbst darüber entscheiden, wie sie ihr Leben gestalten wollen, das in der bisherigen Geschichte einmalig ist. Und damit stellt sich auch die Frage: Nehmen sich Frauen heutzutage endlich den Raum, den sie brauchen? In der Außenwelt und in ihrem Zuhause? Gestehen sie sich ein Eigenleben neben dem Partner oder der Partnerin und den Kindern zu? Hören sie auf ihre innersten Bedürfnisse, nehmen sie sich die Zeit und den Raum, in all dem Trubel eines meist doppelbelasteten Lebens immer wieder zu sich zu kommen?

Es ist 70 Jahre her, dass Virginia Woolf gefordert hatte, eine Frau brauche ein Zimmer für sich allein. Es wäre also zu erwarten, dass seither über dieses Thema einiges geschrieben wurde, dass untersucht wurde, ob Frauen inzwischen ein Zimmer für sich haben, und was das für sie bedeutet; warum Frauen alleine leben und wie sie damit zurecht kommen. Ich suchte lange Zeit nach einschlägiger Fachliteratur und fand nur wenig. Weder über alleinstehende Frauen, noch über die Frage, ob Frauen, die in einer Partnerschaft leben, (einen) Raum für sich haben,

wurde viel geforscht und publiziert. Es wurde noch nicht einmal ernsthaft untersucht, ob professionelle Schriftstellerinnen inzwischen über ein Arbeitszimmer verfügen. In den paar Studien über Singles, die in den letzten Jahren erstellt wurden, tauchen immerhin auch alleinlebende Frauen auf. Vor allem, wenn diese Studien von Frauen erhoben wurden. Aber davon abgesehen scheint das Thema weder die Wissenschaft noch die Öffentlichkeit zu interessieren, Allie MacBeal und Co. zum Trotz.

Ich habe für dieses Buch mit 21 Frauen ausführliche Interviews geführt. Meine Interviewpartnerinnen wuchsen in sehr unterschiedlichen Familien auf und kommen aus verschiedenen sozialen Schichten. Bis auf vier – eine Schülerin, eine Hausfrau, eine Rentnerin und eine Frau, die von Sozialhilfe lebt – sind alle berufstätig, und zwar als Journalistinnen, Cutterinnen, Lehrerinnen, Historikerinnen, Sekretärin, Marketingberaterin, Buchhändlerin, Literaturagentin, Fotografin, Friseurin, Stylistin, Mediendesignerin, Pressereferentin, Psychologin, Schriftstellerin. Meine jüngste Interviewpartnerin war zum Zeitpunkt unseres Gespräches 16 Jahre alt, die älteste 68. Sieben der befragten Frauen leben mit ihrem Partner oder Ehemann zusammen, davon zwei mit kleinen Kindern; eine Frau lebt mit ihrer Partnerin und deren Tochter, die ich gleichfalls befragte. Eine Frau lebt mit ihren beiden Kindern, eine andere mit ihrem erwachsenen Sohn zusammen. Acht Frauen wohnen alleine; zwei teilen sich die Wohnung mit einer Untermieterin. Diese Frauen haben viel und offen von sich erzählt. Ich fragte sie, warum und seit wann sie ein Zimmer oder eine Wohnung für sich alleine haben; warum das für sie wichtig ist; wozu sie ihren Raum nutzen und wie sie ihn gestalten. Ich fragte sie, ob sie schon als Kind ein eigenes Zimmer hatten, und wenn nicht, wohin sie sich zurückzogen, wenn sie für sich sein wollten. Ich wollte wissen, wo und wie sie lebten, als sie von zuhause auszogen; wie sie heute die Balance zwischen Rückzug und Familienleben halten; wie ihre Partner und Kinder darauf reagieren, dass sie ein eigenes Zimmer beanspruchen. Von den Frauen, die alleine leben, wollte ich wissen, wie sie mit Einsamkeit zurecht kommen, worin sie die Vorteile und worin sie die Nachteile des Singlelebens sehen.

Die Interviews, die häufig eher Gespräche waren als das klassische Frage-Antwort-Spiel, gingen meist noch über diese Fragestellungen hinaus. Da kamen plötzlich Kindheitserinnerungen hoch, gescheiterte Beziehungen wurden wieder lebendig, Lebensentwürfe rekonstruiert. Jugendzimmer erstanden in all ihrer Pracht wieder auf, samt Bravo-Starschnitt oder expressionistischem Kunstdruck an der Wand. Einige Frauen stellten im Laufe des Gesprächs fest, dass sie schon immer gerne für sich waren, andere erkannten, dass ihr Bedürfnis nach Rückzug mit zunehmendem Alter stärker wurde.

Angeregt durch die intensiven Gespräche mit meinen Interviewpartnerinnen, ließ ich noch einmal meine Freundinnen, die alten aus Kindheit und Jugend, und die später dazu gewonnenen, vor meinem geistigen Auge Revue passieren und überlegte, welche von ihnen ein eigenes Zimmer hat. Ulrike schickte mir vor nicht allzu langer Zeit eine mail, in der sie schreibt: „Ich bin nun endlich aus dem Schlafzimmer ausgezogen. Ich habe mir ein kleines Zimmer, das wir nur als Abstellraum genutzt haben, genommen und mir ein nagelneues Bett hineingestellt. Das ist jetzt *mein* Raum. Seit ich den habe, fällt mir vieles leichter. Ich muss nicht mehr alles so schwer nehmen. Ich mache einfach die Tür hinter mir zu. Das einzige, was mich ärgert, ist, dass ich nicht schon früher drauf gekommen bin.“ Martina zog gerade innerhalb des Hauses um. Ihr Freund übernahm ihre Wohnung, sie selbst richtete sich eine etwas größere eine Etage tiefer ein. In die anderen Wohnungen werden Freundinnen und Freunde der beiden einziehen. „Eine Wohngemeinschaft wäre mir inzwischen zu eng“, sagt Martina. „Aber eine Hausgemeinschaft, in der jeder seinen eigenen Bereich hat, finde ich wunderbar.“ Monika, die ich vor kurzem zum ersten Mal in ihrer Wohnung besuchte, zeigte mir so selbstverständlich *ihr* Zimmer, wie mich eine Frau Anfang der 70er Jahre in das Wohnzimmer geführt hätte. Auch Monikas Lebensgefährte hat ein eigenes Zimmer, und beide könnten es sich, wie sie übereinstimmend sagen „gar nicht anders vorstellen“. Nina behielt nach der Hochzeit „zumindest vorläufig“ ihre eigene Wohnung, obwohl ihr Mann ein ganzes Haus besitzt. Sara lebt seit vielen Jahren zufrieden mit ihrer Katze in der Stadt und teilt sich ein Wochenendhäuschen auf dem Lande mit zwei Freundinnen. Wobei natürlich jede der drei Frauen ein eigenes Zimmer bewohnt. Alisa, eine ältere Freundin, verbringt den größten Teil des Tages in ihrem Atelier auf dem Dachboden, das sie sich vor ein paar Jahren eingerichtet hat. Erst nutzten sie und ihr Mann den Raum auch als Gästezimmer. Doch je intensiver Alisa künstlerisch arbeitet, je ernster sie ihre Skulpturen – und damit sich selbst nimmt, desto mehr breitet sie sich aus, desto mehr wird das Atelier zu *ihrem* Raum. Sarah, eine achtzigjährige Freundin, die seit dem Tod ihres Mannes alleine lebt, und der ich am Telefon von meinem Buchprojekt erzählte, gratulierte mir zu diesem „weisen Entschluss“ und fügte in verschwörerischem Tonfall hinzu: „Frauen, meine Liebe, brauchen nicht nur ein Zimmer für sich allein, sondern auch ein Bett!“

Die amerikanische Schriftstellerin May Sarton berichtet in ihrem, zu Beginn der 70er Jahre verfassten „Journal of a Solitude“ (Tagebuch der Einsamkeit), dass sie häufig Briefe von Frauen erhält, die ihr schreiben: „Kann man im Rahmen einer Ehe man selbst sein? Was meinen Sie? Ich beneide Sie aus ganzem Herzen um Ihre Einsamkeit und um Ihren

Mut, so zu leben, wie Sie leben müssen.“<sup>2</sup> May Sarton wohnte, als sie „Journal of a Solitude“ schrieb, alleine in einem Haus auf dem Lande, und sie erzählt in ihrem Tagebuch sehr anschaulich, wie wichtig diese Abgeschlossenheit für ihr Schreiben ist, wie sehr sie aber auch manchmal darunter leidet, mit niemandem spontan ihre Freuden und Sorgen teilen zu können. Angesichts solcher Briefe stellt sie erschrocken fest: „Es sind keine verantwortungslosen Frauen, die mich das fragen, sondern häufig (...) Frauen mit Kindern, Frauen, die sich um andere kümmern, die sich zutiefst frustriert und verloren fühlen und das Gefühl haben, sie versäumen die ganze Zeit über ihr ‚wahres Leben‘. (...) Da ist doch etwas nicht in Ordnung, wenn glücklich verheiratete Frauen mit Kindern mich um meine Einsamkeit beneiden.“ Sie selbst ist sich des Preises, den sie für ihre schöpferische Existenz bezahlt, bewusst. Sie weiß aber auch: „Was ich habe, ist Raum und Zeit für mich. Die entscheidende Frage ist: wie kann eine verheiratete Frau dazu kommen?“<sup>2</sup> Viele Frauen haben inzwischen auf May Sartons Frage eine Antwort gefunden. Sie haben, ob verheiratet oder nicht, Raum für sich. In diesem Buch erzählen einige von ihnen, wie es dazu kam. Und machen damit vielleicht den Frauen Mut, die bisher nur davon träumen.

---

<sup>2</sup> May Sarton: Journal of a Solitude, London 1985, S. 107